

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

West, pass' auf die Untiefen von Oleron auf!

Houü . . . faucht der Wind; die Wellen werden unheimlich und stürzen lärmend über Bord.

— Schensliches Wetter, Kapitän.

— Ja, pass' gut auf, Carlos!

— Sie können sich auf mich verlassen, Kapitän, ich weiss Bescheid . . .

«Ich weiss Bescheid» . . . Er ist doch kein unerfahrener Schiffsjunge mehr. Und wenn der «Catalina» was passieren soll, so wird es Carlos eben gewollt haben.

Wird er dies zugeben, er ein Matrose, ein echter, der kein . . . kein Zufalls-Matrose, wie dieser Juan, der . . . aber, dies Gold, all' dies Gold . . . Wie es flimmert . . . Welche Versuchung!

Carlos hat sein Rad nur wenig gedreht, nicht so viel, wie der Kapitän gesagt hatte: Ausweg zwischen Pflicht und Raubgier . . . Dort erscheint jetzt das Gestirn des «Grossen Bären», dort der Polarstern, in dessen Richtung sie fahren; eigentlich sollte er mehr nach Westen lenken, denn in der Ferne taucht schon am Horizont der zweifarbige Leuchtturm vom Chassiron auf, dem sie direkt zufahren! . . . Aber all' dies Gold unter seinen Füssen. Der Steuermann schliesst die Augen, seine Hände lassen allmählich den Druck nach, sodass das Rad — nur eine Kleinigkeit! — sich nach rechts dreht.

Er öffnet die Augen und merkt wohl, dass er direkt in die Pol-Richtung zu, kaum 10° westlich des Leuchtturmes fährt . . .! Warum diese Ablenkung nicht richtig stellen? Der Wind heult, das Schiff stöhnt; der Heizer merkt, welche Mühe der Frachtdampfer hat, um vorwärts zu kommen, um gegen die anprallenden Wogen zu kämpfen; er speist den Kessel. Am Kaminrand leuchtet es unheimlich; trotzdem merkt es Carlos nicht: Er sieht nur vor sich die tobenden Wellen, die dunkle Flut, den drohend winkenden Leuchtturm. Alle Sterne sind verschwunden, dichte Wol-

ken ziehen am Firmament — am Firmament Gottes — und Carlos denkt, dass sein Gewissen, wie diese dunklen Wolken, ebenso schwarz ist.

Die Minuten enteilen: es ist 1½ Uhr. Mühsam setzt die «Santa Catalina» ihren Weg, trotz Wind und Wetter, trotz der hohen Wellen, fort; am Bug weht die Flagge der Republik.

Wird sie aber auf diesem Wege Saint-Nazaire erreichen?

Kurze Wellen machen sie erzittern und deuten auf die Gegenwart einer gefährlichen Klippe hin. Die Küste von Oleron zieht auf Steuerbord-Seite entlang, und man errät, in allernächster Nähe, den Weg versperrend, die gefährlichen Klippen der Ile de Ré. Carlos lenkt den Weg nach Nord-West ab: Zu spät! Ein mächtiger Anprall . . . die «Santa Catalina» sitzt fest.

Die Maschinen, die Schraube, das ganze Schiff heult, stöhnt, versucht sich vom Felsenbiss loszumachen. Umsonst — glücklicherweise — denn auch die sich auftürmenden Wellen scheinen es losreissen zu wollen, was noch schlimmer wäre, denn mit seiner klaffenden Seitenwunde würde das Schiff rasch sinken. Während weniger Sekunden nur befindet sich Carlos allein vor diesem Unglück, allein gegen das Meer, auf diesem verwundeten Schiff, das sich wie ein tödlich getroffenes Tier verteidigt, um nicht zu verenden. . .

Die ganze Schiffsmannschaft eilt bestürzt aufs Deck, der Kapitän springt auf die Kommandobrücke, schreit Befehle: Rückwärts fahren, ein Rettungsboot . . .!

Der Wind stöhnt, die Wolken platzen, Elend; beim strömenden Regen, der sie peitscht, kommen nun auch die drei Damen aufs Deck.

— Kapitän! Um Gotteswillen, was gibt's, was ist passiert . . .!

— Nichts! Lassen Sie mich in Ruh' und warten Sie einen Augenblick, ich lasse das Rettungsboot bereiten . . .

Beim Gedanken, in dieser Nußschale sich in das wütende Meer riskieren zu müssen, beginnt die Senora zu jammern, aber die wackere Assomption beruhigt Mutter und Schwester.

— Habet keine Angst, und kommt! Und als Erste besteigt sie das Fahrzeug, wo die Matrosen die beiden andern Damen, die vor Angst halb tot sind, hineinstossen.

Der Flaschenzug knarrt, der Nachen gleitet ins Meer, es ist der kritischste Moment, in welchem man sich der Gefahr aussetzt, umzukippen. Gottlob! Das Schiff ist glatt in die Wellen geglitten und schon fährt es eiligst von dannen, der sicheren Küste zu.

Hin und wieder verschwindet es hinter einer tobenden Welle, die es dann weiter fortreibt und in die Höhe hebt. Wird es schadlos die Küste erreichen?

Der Rest der Schiffsmannschaft versucht vergebens das Leck zuzustopfen. Der Kapitän lässt wieder vorwärts fahren, damit sich sein Schiff auf den Klippen festsetze und nicht von den tobenden Wellen ins hohe Meer hinausgetrieben werde; aber das Unwetter lässt wenig Hoffnung auf ein praktisches Resultat.

Alles menschenmögliche ist angeboten worden! — Der Kapitän lässt die übrigen Leute das zweite Boot besteigen und weigert sich, sein Schiff zu verlassen:

— Kommt eiligst zurück, sagt er ihnen, das Schiff wird vielleicht bis zur Ebbe aushalten können, dann ist es auch möglich, die Schiffsladung zu retten.

Und in der Art und Weise, wie er diese Worte ausspricht, erkennen welche den Wert dieser Ladung.

— Ich bleibe bei Ihnen, Kapitän, sagt Carlos, indem er auf diese Weise seine Habgier durch trügerische Ergebenheit verschleiert; für diese Opferwilligkeit verzeiht ihm dann auch der Kapitän seinen vermeintlichen Fehler und ist einverstanden.

— Meinetwegen . . . so bleibe.

Die andern sind fort, Carlos und der Kapitän sind allein auf dem Deck; sie sprechen nicht. Ungeduldig schreit letzterer unaufhörlich von einem Ende ans andere des Schiffes, während Carlos, den Kopf in seinen Händen, auf einem Haufen Taus sitzt. Das Deck neigt sich immer mehr und mehr auf Steuerbord-Seite, und man hört das dumpfe, schauerliche Eindringen des Meerwassers in die Schiffsräume.

Meermöwen schreien inmitten des Sturmes und umfliegen das Wrack. Auf der Küste von Ré, in einer Entfernung von zwei Meilen ungefähr, sieht man Licht. Sind die Boote glücklich gelandet? Bei Tagesgrauen wird sich vielleicht ein Rettungsboot nähern können.

Der Kapitän schaut nach seiner Uhr. Noch zwei Stunden wird die Nacht dauern; bei jedem unheimlichen Krachen seines Fahrzeuges stösst er einen Fluch aus.

Er unterbricht seinen Spaziergang und schaut nach der See, als messe er deren Macht, deren Zerstörungswut.

In diesem Augenblick erscheint auch wieder Juan, der goldgierige Anarchist, der sich im Schiffsraum versteckt hielt, als die anderen weggingen.

Geräuschlos nähert er sich, ein schweres Eisenstück in der einen Hand, mit dem er dem Kapitän einen furchterlichen Hieb in den Nacken versetzt, während er ihn mit der anderen am Hosengürtel fasst und über Bord ins Meer wirft . . .

Carlos kehrte ihm den Rücken, immer noch auf seinen Tauen sitzend, nach der Küste schauend. Er hört den Schrei des Kapitäns und wie sein Körper ins Meer fällt, springt auf und sieht Juan; die beiden Männer stehen sich gegenüber. Beim stummen Vorwurf Carlos', hat Juan nur geantwortet: Was nun?

Carlos schweigt; ironisch meint dann Juan:

— Hast keine Zigarette?

Mechanisch hält ihm Carlos das Päck-

chen hin; jene, die Juan ansteckt, gleicht einem goldschimmernden, wundersamen Pünktchen in dieser finstern, unheimlichen Nacht.

— Was nun? wiederholt Carlos.

— Wir steigen in den Schiffsraum hinab, schleppen ein oder zwei Kisten herauf, die wir ins Meer werfen, und wenn niemand vor der Ebbe kommt, steigen wir auf die Klippe und verstecken sie irgendwo in den Felsen. Dann kommen wir — morgen oder übermorgen — um sie zu holen.

— Wenn wir noch leben!

— Hast du Angst?

— Nein jetzt nicht mehr . . .

Juan versteht recht wohl, was dies «jetzt nicht mehr» bedeutet: eine Art Verzweiflung, die der Zufall wachgerufen hat.

Sie stiegen in den Schiffsraum hinunter, wo das Wasser immer noch allseits zischend um die Kisten drang, die wie Särge nebeneinander lagen, Särge, die ein kolossales Vermögen und alle Genüsse des Lebens bargen.

Carlos, den die Goldgier abermals überfiel und den das gelbe Metall zu fesseln schien, machte sich an die Arbeit, einen Gassenhauer pfeifend.

Sie rissen eine der Kisten aus dem Packraum, wo sie, mit anderen, ganz ähnlichen, aufgestapelt war, schleppten sie aufs Deck; sie wog mindestens 10 Kilo . . . Zehn Kilo Gold! Mit einer Stange versuchten sie die Tiefe des Meeres zu messen; als sie endlich eine geeignete Stelle gefunden hatten, liessen sie die kostbare Kiste an Seilen hinabgleiten; dann warteten sie.

Bald sah man die Felsenspitzen allmählich aus dem Meer ragen. Jetzt stiegen sie ins Wasser; eine starke Welle überschüttete sie. Sie tasteten vorsichtig, um einen geeigneten Platz zu finden, um ihren Schatz zu bergen. Schwere Steine schoben sie beiseite, kehrten dann zur Kiste zurück, die ebenfalls bereits sichtbar ward, schleppten sie fort und bargen sie in der Höhlung, die sie

dann mit den beseitigten, schweren Steinen wieder zudeckten.

Ihre Arbeit glich der einer nächtlichen, gespensterhaften Beisetzung. Carlos zitterte vor Erregung und vor Kälte; als er fertig war, wischte er sich den Schweiß weg, der auf seiner Stirn perlte. Lächelnd, leidenschaftlich meinte Juan:

— Ja! Morgen kommen wir sie holen; morgen sind wir reich! . . .

Lustig gab er Carlos einen Rippenstoss:

— Du machst ein richtiges Begräbnis-gesicht . . .

Er fasste die Leiter, kletterte aufs Schiff; Carlos folgte.

Der Tag fing an zu grauen; ein recht blasser Morgen. Am Horizont stachen bereits die Küste, die Bäume, der Kirchturm von Sainte-Marie, fantastischen Gestalten gleich, vom fahlen Hintergrunde ab. Das Meer begann zu steigen, und voller Angst frugen sich Juan und Carlos, ob man sie wohl holen käme; das Schiff schwankte immer bedenklicher. Würden sie sterben müssen, als Opfer ihrer Goldgier . . . ?

Nein! Da kam ein Boot, das behend auf den Wellen tanzte. Die beiden Matrosen schwenken ihre Taschentücher, um zu melden, dass sich noch lebende Wesen an Bord befänden. Nach wenigen Minuten legt das Schiff an.

Die Retter fragen nach dem Kapitän; die beiden Matrosen zucken die Schultern, geben Zeichen völliger Unkenntnis. Carlos fügt hinzu:

— Ich vermute, dass eine Welle ihn weggefegt hat; ich sass dort . . .

Und er deutet auf den Haufen Taue.

— Ich habe mich herumgedreht und niemand mehr gesehen. Dann rufe ich; keine Antwort! . . .

Der Bericht erschien wahrheitsgetreu; niemand beanstandete ihn.

An die Arbeit! Ein Teil der Kisten mit Gold wird zuerst auf das Deck geschleppt, von dort aufs Boot. — Da vernimmt man ein stärkeres Krachen:

es ist das Ende der « Santa Catalina ». « Bette, wer sich retten kann! », schreien die Matrosen und springen ins Meer, wo sie bald durch die Mannschaft des Schiffes herausgezogen werden.

Während der Rückfahrt wird um Carlos und Juan herum gesprochen; lautlos sitzen die beiden halbverhungert, erschöpft nebeneinander; sie vernehmen nur, dass das eine der Rettungsbote in der Nähe des Ufers kenterte und dass eine der Passagiere ertrunken sei, da sie dasselbe nicht erreichen konnte. Juan und Carlos hören aufmerksam zu. Wie gerne hätten sie gefragt: Welche der Frauen? Die Mutter oder eine der Töchter? Was ist ihnen übrigens daran gelegen? Es ist ihnen lieber so: überhaupt nichts zu wissen. Wäre es die Jüngste, die kleine Assomption, so würden sie darob allzugrosse Gewissensbisse haben, und der Moment gilt nicht den sentimental Gefühlen, wohl aber der Tat. Der Wein ist gezogen . . . die Würfel sind gefallen . . . !

In Sainte-Marie werden sie ausgeschifft und machen sich sofort auf die Suche nach einer Wirtschaft, um etwas zu essen und ein Glas Schnaps zu trinken, damit sie wieder zu Kräften kommen.

Der Oktobermorgen ist grau und kalt; die beiden friert es innerlich; Schlaflosigkeit und schlechtes Gewissen. Und gerade, weil sie Schlaf haben, vielleicht auch, um nicht das Gerede der einen und der andern zu hören, mieten sie ein Zimmer und werfen sich, ganz angezogen, auf das armselige Bett und sind bald in tiefen Schlaf gesunken.

Gegen drei Uhr erwachen sie; sofort eilen sie zum Hafen. Sie müssen sich ein Boot verschaffen, um bis zum Felsen zu gelangen und die kostbare Kiste mitzunehmen. Sie werden rasch einig für die Miete des Bootes und verschaffen sich jeder einen Handkoffer.

— Verstehst du, meint Juan, die Kiste würde die Aufmerksamkeit der Zoll-

beamten erwecken, während zwei armselige Handkofferchen! Wir landen bei Nacht, begeben uns ins Hotel und morgen fort nach La Rochelle.

Carlos zieht es vor, sofort an Land zu gehen; auf diese Weise würde man eine Zollinspektion umgehen. Lange erörtern sie die Frage, vielleicht länger als nötig; aber geschieht dies nicht, um zu vermeiden, von anderen Dingen zu reden, um nicht die reizende, blühende Erscheinung Assomptions wachzurufen, um sich nicht zu befragen, ob sie es nicht gewesen, die das Opfer ward . . . Aus demselben Grund vermeiden sie es, sich unter die Gruppen zu mischen, die auf dem Strand umherstehen und mit Leidenschaft die Ereignisse kommentieren.

Bei eintretender Dunkelheit betreten sie wieder eine Wirtschaft, wo sie eine Fischsuppe und etwas Käse zum Abendessen bestellen. Wenn wir erst reich sind — denken sie unwillkürlich — werden wir uns Besseres auftischen lassen! Sie müssen Mitternacht abwarten, um sich einzuschiffen und den Felsblock bei Ebbe zu erreichen. Sie vergewissern sich, dass alles auf dem gemieteten Boot in Schuss ist und entfernen sich langsam, traurig und schweigsam am Strande entlang.

Der Leuchtturm von Chassiron führt die Silberstrahlen seines leuchtenden Pinsels auf gen Himmel. Die See ist immer noch etwas lärmender als gewöhnlich: sie treten auf Meergras-Haufen und stolpern über Kieselsteine. Wie gerne möchten sie das drückende Schweigen unterbrechen, finden aber nichts zu sagen.

Auf einmal sind ihre Blicke von einem Vorsprung des Strandes angezogen, welcher abwechselnd von den Wellen bedeckt und freigelegt wird. Die Wolkenschicht, die den Himmel bedeckte, lichtet sich ein wenig und einige Mondstrahlen werfen auf diese Stelle einen undeutlichen, fahlen Schim-

mer. Wortlos bleiben sie stehen: kaum einige Schritte weiter liegt eine undeutliche Masse.

Kein Zweifel! ein menschlicher Körper! Eisige Kälte, grimmiger als die des Todes, lässt ihre Knie erzittern, ihre Zähne klappern, denn sie ahnen, dass es die Frau ist, die ertrank. «Gehen wir!», meint Juan; Carlos aber will sich vergewissern. Zuerst hält ihn eine geheimnisvolle Kraft zurück, dann schreitet er vorwärts, um das Opfer seines Verbrechens zu erkennen:

Langsam, ganz langsam nähert er sich. Das Wasser plätschert unter seinen Schritten und bedeckt die Füße der Leiche, die auf dem Rücken hingestreckt zu schlafen scheint.

Es ist eine Frau; ihr Leib ist durch das Verbleiben im Wasser aufgedunsen.

Carlos brummt vor sich hin, aber Juan versteht dennoch recht wohl! Er hat Assomption, die jüngste der drei Frauen, erkannt, die die Mannschaft durch ihr holdseliges Lächeln und ihre Schönheit so entzückte.

Assomption! Bei dem unheimlichen Schein des Mondes, der hin und wieder hinter den dahineilenden Wolken hervortritt, erscheint ihr totenblasses, entstelltes Antlitz; zwischen den blutlosen Lippen schimmern die Zähne unheimlich, die wunderbaren, schwarzen Augen, haben ihren Glanz verloren und stieren jetzt weitgeöffnet gen Himmel . . . ! Und wer wird sie nun schliessen, diese herrlichen Augen? Carlos oder Juan? Carlos lehnt sich vornüber. Juan errät die Verwirrung seines Komplizen. Er ruft ihn: «Komm! . . . Carlos . . . !» Aber auch er will sich vergewissern, und unwillkürlich fragt er: «Gelt, es ist Assomption?»

Dampf tönt die Antwort: «Ja!»

Und plötzlich, wie auf einmal rasend geworden, dreht er sich um, wirft sich auf Juan, dem er mächtige Fausthiebe versetzt.

Der andere erwidert. Also in einer Entfernung von kaum zwei Schritten

von der toten Jungfrau schlagen sich die beiden Matrosen wegen ihr; die umschlungenen Körper der Rivalen heben sich beim Mondenschein deutlich hervor.

Die Wogen brechen sich schäumend auf dem Strande; der Scheinwerfer vom Leuchtturm wirft seine warnenden Strahlen über ihre Köpfe.

Die beiden Männer stöhnen, vor Wut erschöpft! Da zuckt der blinkende Stahl eines Messers in der unheimlichen Dunkelheit: Carlos hat seinem Gegner die Kehle durchschnitten . . .

Assomption ist gerächt!

Carlos wischt die gezogene Klinge an der roten Leibbinde seines Rivalen, dessen Blut über die Kieselsteine rinnt: und ohne einen Blick rückwärts auf die Leiche Assomptions eilt der Matrose zur Stadt. Der Leuchtturm strahlt weiter, das Meer rauscht.

Und dort, einige Meilen von der Küste, schläft das Gold in seinem unsichtbaren Felsengrab: Carlos wird es nicht holen, dieses teuflische Gold, dessen Anziehungskraft ihn zum Verbrechen verleitet hat, die «Santa Catalina» auf einem Felsenriff zerschmettern liess und vorzeitig dem Leben des Kapitäns und des jungen Mädchens ein Ende machte. Die Wellen werden diese Klippen weiter umspülen, die Mondstrahlen sie geisterhaft bestrahlen, wenn sie hinter den dahineilenden Wolken hervorkommen, die Flamme des stummen Zeugen, des Leuchtturms, wird über die See streifen, über die Leichen, die sie geborgen, und das Gold, das teuflische Gold, wird geheimnisvoll, unbekannt, weiterschlafen.

Félix V. MAGNE.

Erst das Geschäft. — «Salomon, wenn de heite zum alten Rosenduft gehst und um de Hand der Sarah anhälst, schmuss mer nich zu viel und lass der nich merken, dass de se liebst, du drückst sonst nur runter de Mitgift.»

Die Hausdame.

Unveröffentlichte Novelle.

Sieben und vierzig!... acht und vierzig! ... neun und vierzig!... Neun und vierzig Antwortschreiben auf meine Anzeige im Lokalblatt! Das nenne ich einen Erfolg! Aber nun beginnt für mich, armer Mann, die « Qual der Wahl ». —

Oskar Jonemann wirft den letzten Wisch, — den neun und vierzigsten! — auf seinen Schreibtisch, wo sich so nach und nach ein ansehnlicher Stoss Briefe angesammelt hat. Er zündet sich eine Mittagszigarre an, lehnt sich gemütlich in seinen Stuhl zurück und liebäugelt mit den verheissungsvollen Schriftstücken: — Ja, die Qual der Wahl! Welcher von diesen neun und vierzig Briefen enthält die ersehnte Perle, die mich von den lästigen, häuslichen Sorgen erlösen soll, auf dass ich in Frieden mein Leben beschliessen kann? —

Oskar Jonemann, — Gebrüder Jonemann, Leder en gros, — ist ein Mann in den besten Jahren. Er hat sich vor zwei Jahren, nach ehrlich und arbeitssam erworbenem Vermögen aus dem Geschäft zurückgezogen. Rundlich, behäbig, gutmütig, hat er das Geseitsein nicht mit Scheffeln gegessen, aber es reicht für den Durchschnittsgebrauch. Sein Leben war arm an Ereignissen, wenn man von dem Tod seiner Frau, Madame Antonie Jonemann, absieht, die vor einem Jahr das Zeitliche segnete. Aber die « Selige » nahm zeitlebens so wenig Platz ein, dass ihr Verschwinden kaum eine Leere hinterliess. Das Drama seines Lebens begann erst, als Rosalie, das altbewährte, treue Hausfaktotum vor zwei Wochen krank wurde und ins Spital übersiedeln musste. Oskar Jone-

mann war der Verzweiflung nahe! Er hatte sich so recht in seine Eigenheiten eingenistet; Rosalie kannte alle seine Gewohnheiten, pflegte sie, achtete sie. Was nun? Wieder heiraten? Ins Gasthaus gehen?

Da kam Oskar Jonemann auf den genialen Gedanken, auf Zeitungswege eine Hausdame zu suchen. Keine gewöhnliche Kochfrau! Keine Küchenfee! Nein! Etwas Feines, Herrschaftliches: eine Hausdame!

Vorgestern erst hat er die Annonce aufgegeben; gestern erschien sie im « Anzeiger »; heute schon hat er neun und vierzig Antworten. Und was für Antworten! Das Wort: « Alleinstehender Herr » hat gezündet, hat alle Begierden, alle Hoffnungen aufgewühlt.

Oskar Jonemann liest noch einmal alle Briefe durch. Und während die blauen Rauckkringel seiner Zigarre leise duftet zur Decke steigen, wandert, eins nach dem anderen, das Gelesene in den Papierkorb. Hier und da, hält er einen Augenblick inne, lächelt vor sich hin, liest den einen oder anderen Satz halblaut vor, nimmt endlich den letzten, den neun und vierzigsten Brief, behutsam in die Hand, beschnüffelt ihn, dreht ihn nach allen Seiten: leichtes, lichtgraues Papier, eine regelmässige, saubere Schrift, ohne Schnörkel, ohne Getue; es geht von ihm etwas Anständiges, Ruhevolles aus; ja, er hat im Aussehen fast etwas Vornehmes! Und die Schreibweise entspricht der Schrift: einfach, ohne Uebertreibung, ohne Gefühlsdusel: ich kann kochen, nähen, stopfen, ein Haus führen; dies sind meine Kenntnisse, dies meine Bedingungen. Klar, kurz, bündig! Gezeichnet:

Witwe Reimers. Oskar Jonemann seufzt erleichtert auf. — Na, das könnte gehen! Wenn die « Witwe Reimers » nur halb so viel kann, wie sie angibt, bin ich ein geretteter Mann. Es lebe die « Witwe »! —

**

Die Witwe Reimers steht vor der massiven Eichentür, auf deren blitzblanken Messingschild der Name « Oskar Jonemann » prangt. Mit klopfendem Herzen zieht sie die altmodische Klingel und wartet. . .

Die Witwe Reimers ist eine kleine, unansehnliche Frau, eines jener ängstlichen Gottesgeschöpfe, die sich vor dem Schicksal ducken und jedermann ob ihres geringen Daseins um Verzeihung bitten. Dabei blitzsauber, ohne einen Flecken, ohne ein Staubkörnchen. — So ein rechtes, liebes Herrgottstier! — denkt Oskar Jonemann, als er die Türe geöffnet und ihr im hellen Mittagslicht seines Arbeitszimmers gegenüber sitzt.

Die Witwe Reimers lässt stillschweigend, gesenkten Blickes, diese gründliche Betrachtung über sich ergehen.

Eine Pause; Oskar Jonemann räuspert sich; er ist in solchen Sachen etwas unbeholfen, und die Frau, in ihrer Schüchternheit, kommt ihm so gar nicht entgegen. Und doch liegt über der ganzen Person so etwas Ehrliches, Zutrauen Erweckendes.

— Nun, liebe Frau. . . wie war doch gleich der Name? —

— Reimers! Lina Reimers! —

Sie schlägt die Augen auf und schaut ihn an, zum ersten Mal; es ist ein kindlich treuherziger, seelenvoller Blick aus tiefblauen, leuchtenden Augen, die in diesem welken Antlitz fast störend wirken, so viel unverbrauchte Sonne strahlen sie aus!

Oskar Jonemann bleiben vor Erstaunen die Worte im Halse stecken. Dieser Blick! Wo hat er ihn schon ge-

sehen? Denn, dass er diese Augen kennt, liegt sicher! Wer einmal ihr Leuchten geschaut, kann es bestimmt nicht vergessen! Aber wo? Wann?

Unverwandt schaut er die Fremde an, forscht in seinen Erinnerungen, runzelt die Stirn in mühsamer Gedankenarbeit. Da lächelt sie, und dieses Lächeln verjüngt sie wunderbar, zaubert mit einem Schlag längst vergangene Zeiten zurück.

Oskar Jonemann ist von seinem Stuhl aufgesprungen. — Es ist nicht möglich! Lina! Lina Sanden! Die kleine Lina aus der Nadelgasse in Heimsbrunn! —

Die Augen leuchten ihn an, eine Träne zittert darin, und doch lächeln die welken Lippen, lächeln ihm die Vergangenheit zurück. . .

Die Vergangenheit!

Oskar Jonemann war nicht immer der behäbige Bürger, dem die Sorge und der Kampf ums liebe Geld die Seele ausgetrocknet. Bevor er in der Hauptstadt sein Glück versuchte, träumte auch er einen Jugendtraum. Dieser Traum hielt nur einen Frühling an, aber junge, stürmische Herzen glauben an ewigen Frühling! Und Oskar Jonemanns Frühling hiess Lina Sanden! Lina Sanden aus der Nadelgasse in Heimsbrunn! Ihre Augen hatten es ihm angetan, ihre blauen Märchenaugen. Herrgott! War das ein Frühjahr! Nie hatten die Blumen so betäubend geduftet; die Vögel so betörend gesungen! Blauer Himmel! Lerchenjubiläum! Ewige Liebe! Ja, aber da waren die Eltern Jonemann: Kolonialwaren en gros in der Hauptstrasse in Heimsbrunn. Denen war es nicht um ein paar schöne Augen, denen war es um blanke Münze zu tun. Lina Sanden war ein armes Mädchen, ein Mädchen aus der Nadelgasse, der elendesten Gasse der Stadt, einer armen Wittfrau Einzige! Die Eltern schickten kurzer

Hand den Sohn nach Paris, der Frühlingstraum, die unvergesslichen Augen, verblassten: Lina Sandens Bild wurde von dem brausenden Leben der Hauptstadt verschlungen, wurde etwas Fremdes, bis es gänzlich verschwand...

Und plötzlich taucht dieses längst vergessene Bild wieder auf, kehrt zurück just im Augenblick, wo der alternde Mann seine Einsamkeit bitter verspürt.

Die Jugend steigt ihm zu Kopf, wie ein feuriger Wein, verwischt die inhaltlosen, gleichgültigen Tage, wo die Jagd nach Geld, nach Besitz alle besseren Triebe in ihm erstickt.

— Lina! —

Sie nickt ihm zu, scheu, zaghaft, mit dem schüchternen Lächeln derjenigen, denen das Leben hart war.

— Lina! Du wusstest, dass ich es war, und Du kamst doch? Hattest mir verziehen? —

Sie schaut ihn an, und in diesem Blick liegt alle Hingebung, alle Aufopferungsfreude eines treuen Frauenherzens...

Oskar Jonemann ist der glücklichste Mann auf Gottes weiter Erde. Jeden Morgen studiert er auf der letzten Seite des Lokalblattes die lange Reihe der Angebote. Und jedes Mal wiederholt er mit einem dankbaren Blick auf diejenige, die endlich Frau Oskar Jonemann geworden:

— Wenn die Leute wüssten, was in so ein paar Zeilen stecken kann! Wenn sie wüssten, dass ich einer Zeitungsanzeige das Glück und den Frieden meines Lebens verdanke! —

Und Lina Jonemann, — alias Witwe Reimers! — nickt ihm lächelnd zu, und die Blauaugen strahlen, voll warmer Jugendsonne, wie damals im Mai.

Gabrielle ESTAY.

Regionales.

Der grosse Strassendurchbruch in Strasbourg.

Der Spaziergänger, der durch die Neue Strasse (rue du 22-Novembre) wandelt denkt kaum daran, dass früher hier eines der ältesten und ungesunden Quartiere der Altstadt sich befand. Ebenso wenig werden spätere Generationen vermuten, dass, wo jetzt die Freiburgergasse (rue des Francs-Bourgeois) ihren modernen Häuserblock protzend zeigt, sich hier Elendsviertel wie die Drusengasse befanden.

Wir wollen darum hier kurz zusammengefasst niederlegen wie das Durchbruchprojekt entstand und was bis zum heutigen Tag ausgeführt wurde.

Die Stadt Strassburg bestand bekanntlich aus einem inneren durch einen Wallgürtel abgeschlossenen Kern und einem

Kranz von Vororten, und zwar war diese Teilung des Stadtgebietes seit jeher eine Eigentümlichkeit unserer Stadt, als einer alten Festung. In dem Masse, in dem die Stadt sich nun vergrösserte, wurden die Wallmauern ein immer grösseres Hindernis für die natürliche Ausdehnung des Stadtkerns.

Der Raum innerhalb der Umwallung wurde immer mehr ausgenützt — Innenhöfe und Gärten wurden bebaut — so entstand die Altstadt mit ihrem engen und winkeligen Gässchen.

Die unvermeidliche Folge davon war eine Reihe sozialer Missstände — Wohnungen ohne Licht und Luft — zu kleine Räume für kinderreiche Familien usw. Es musste Abhilfe geschafft werden! Dazu

kam noch der zunehmende Verkehr (der sich naturgemäss im Zentrum abspielte) und dem die alten Strassen und Gassen nicht genügen konnten.

Ein wirkliches Verkehrshindernis bildete die Metzgerstrasse, die viel zu eng war für den sich darin abspielenden Verkehr, da sie den einzigen Ausgang zu dem emporblühenden Vorort Neudorf und der Colmarerstrasse bildete.

Alle diese Erwägungen bewogen die zuständigen Stellen, sich mit dem Projekt einer neuen Verkehrs- und Geschäftsstrasse zu befassen. Denn auch das Interesse an der Schaffung neuer Geschäftslagen im Zentrum spielte mit, da sich die Geschäftswelt durch die eigentümliche Entwicklung der Stadt gewissermassen in die Peripherie gedrängt sah.

Der erste Schritt zur Durchführung des Projektes war die Gemeinderatssitzung vom 10. Mai 1907 unter Bürgermeister Dr. Schwander, in der beschlossen wurde, eine Anleihe in Höhe von 12 Millionen Mark für den Strassendurchbruch zu bewilligen.

Der Gesamtplan — Verbindung des Hauptbahnhofes mit dem Grossvorort Neudorf — wurde in 3 Teile zerlegt.

1. Teil: von der Alt-Sankt Peterkirche bis Kleberplatz.
2. Teil: vom Kleberplatz bis Metzgergiessen.
3. Teil: von Metzgergiessen bis zur Artilleriewallstrasse.

Die weitere Folge des Planes war nun der Ankauf der in den Abbruch fallenden Häuser (wobei die Stadt auf manche Schwierigkeiten stiess) der Abbruch derselben und die *Bebauung* mit zweckentsprechenden Wohn- und Geschäftshäusern.

Im Jahre 1911 war die Stadt mit dem Ankauf soweit fertig, dass mit dem Abbruch begonnen werden konnte.

Im Oktober 1911 wurde dann auch die Arbeit in Angriff genommen. Ein grosser Teil der Altstadt musste nun verschwinden um der neuen Strasse Platz zu machen. Wie aus dem beigefügten Plan ersichtlich, führte die jetzige neue Strasse vor der Alt-Skt-Peterskirche zum Kleberplatz über folgende Gässchen — Blindengasse — Leinengasse — Stampfgasse — Gerbergraben-

platz und durch die Verbreiterung der Grossen Stadelgasse zum Kleberplatz.

Ein Hinderniss war noch die schon erwähnte Alt-St.Peterskirche am Eingang der Neuen Strasse, deren Schiff über die Strassenflucht hinausragte. Nach langwieriger Verhandlung zwischen Kirchenrat und Stadt kam es endlich zu der Einigung, dass die Stadt die Umbaukosten tragen würde.¹⁾

Der Ausbruch des Weltkrieges legte die Bautätigkeit lahm und die Arbeiten des ersten Teiles schritten nur langsam vorwärts.

Der zweite Teil des Planes blieb vorläufig in der Schwebe, aber infolge dringender Notwendigkeit der Entlastung der Metzgerstrasse 3. Teil) musste der Strassenzug Metzgergiessen-Börsenplatz freigelegt werden.

Nichtsdestoweniger war bis zum Waffenstillstand (1918) der grösste Teil des ersten Abschnittes beendet.

Nach dem Kriege wurde das Projekt wieder aufgegriffen, jedoch die 1920 einsetzende Wohnungsnot widersetzte sich der Räumung der noch abzubrechenden Viertel (Drusengasse — Schiffsgässchen — St-Nikolausviertel). Zuerst musste ein Ausweg aus der Wohnungskrise gefunden werden. Durch den Erwerb und die Instandsetzung öffentlicher und leerstehender Bauten, wie das Militärlazarett in Kronenburg, den Marschallhof, das Schuhmeistergut usw., wurde der Sache schon gedient — jedoch erst die Gründung des Office public d'Habitation à bon marché (1923) und die durch dasselbe erbauten Wohnhäuser am Börsenplatz und am Rhein erlaubten eine Weiterführung der Arbeiten.

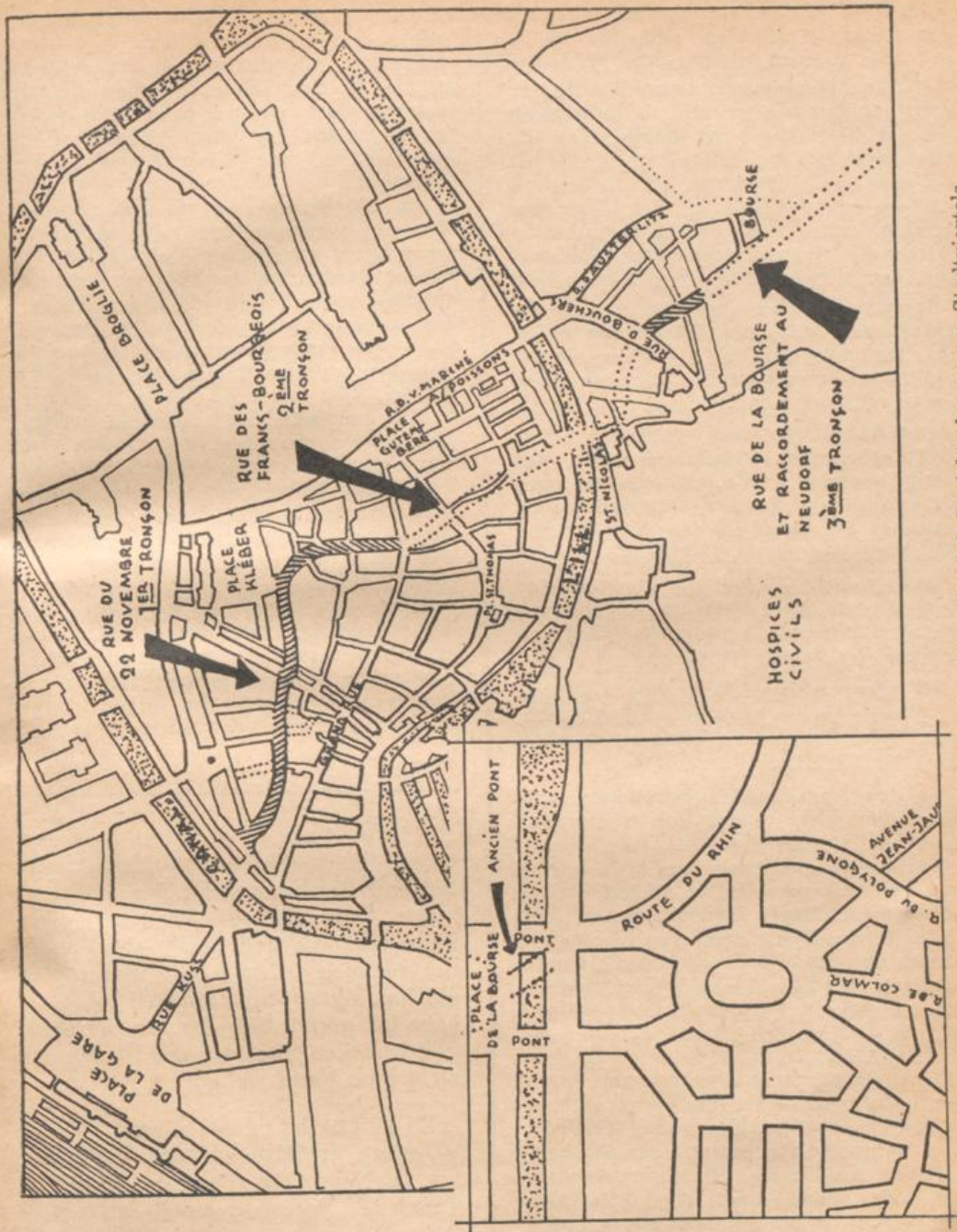
¹⁾ Dieses Gebäude, das eigentlich zwei Kirchen umfasst, eine katholische und eine protestantische, die sich jeweils mit dem Chor berühren, hat eine interessante Entstehungsgeschichte. Der älteste Teil stammt aus den Anfängen des XIV. Jahrhunderts und war ursprünglich katholischen Kultes. Um 1398 wurde sie den Chorherren von Rheinau übergeben und wurde deren Stiftskirche, nachdem sie zum Chor ein Längsschiff erhalten hatte, und zwar dasjenige der jetzigen protestantischen Kirche.

Während der Reformationszeit wurde sie dem protestantischen Kult überlassen, um unter Ludwig dem Vierzehnten teilweise wieder katholisch zu werden. Im Jahre 1866 wurde das jetzige katholische Schiff angebaut. Als man nun 1911 den Durchbruch in Angriff nahm, musste ein Teil des Längsschiffes, d. h. das Portal und der Turm dem Fortschritt weichen, um einem neuen, der Strassenflucht angepassten Eingang Platz zu machen.



1) Ansicht der Durchbruchsarbeiten im St.-Nikolausviertel. — 2) Das sogenannte «Gotische Haus», Knoblochgasse 18. — 3) Zwei altelsässische Häuser, Goldgiessen 7 und 9.

(Photos « Archives Municipales » und « Manias »)



Gesamtplan des grossen Strassendurchbruchs und Projekt des neuen Stadtviertels am Eingang des Vororts Neudorf.

Im Jahr 1930 konnte man zur endgültigen Räumung schreiten und 1931 wurde mit dem Abbruch begonnen.

In die Abbruchzone fielen die Häuser zwischen Langstrasse und Schlossergasse (in der Fortsetzung des Boulevards), die Drusengasse, das Schiffsgässchen, die Nikolausbrücke, die durch eine neue und breitere ersetzt wurde, hierauf führte die Strasse vorbei an der Nikolauskirche durch das Grätelgässchen, den Goldgiessen, den Metzgergiessen zum Börsenplatz.

Im ganzen fielen dem Abbruch anheim 135 Häuser auf einer Fläche von 42.000 qm. Das neue Boulevard hat eine Breite von 28 m. 50, was schon derjenigen einer Grossestadtstrasse entspricht.

Abgesehen von dem gesundheitlichen und ästhetischen Standpunkt bietet das fertig ausgeführte Projekt enorme verkehrstechnische Vorteile, so zum Beispiel: entlastet die Neue Strasse den Verkehr am Alten Weinmarkt und Hohen Steg.

Dasselbe ist der Fall für die Gewerbslauben, den Alten Fischmarkt und die Metzgerstrasse, die verdoppelt sind durch die rue des Francs-Bourgeois.

Es war unvermeidlich, dass während all dieser Arbeiten manches dem Abbruch zum Opfer fiel, das vielleicht historischen oder künstlerischen Wert hatte.

In den beigegeführten Illustrationen sind einige besonders interessante Häuser auf dem Bild festgehalten. Das sogenannte «Gotische Haus» wurde um 1364 erbaut und gehörte zuerst Ritter Wetzel Marsilius, sodann Caspar Zorn von Bulach, um später in den Besitz derer von Klobelouch überzugehen. Der Name Klobelouch wurde im Laufe der Zeit in Knobloch umgewandelt und gab der Gasse auch ihren jetzigen Namen — *Knoblochsgasse*. Zwei altelsässische Häuser Nr. 7 und 9 im Goldgiessen gelegen. Das erstere war bekannt durch seinen spitzen Giebel und sein schönes Fachwerk und ward um die Mitte des XVI. Jahrhunderts erbaut. Das danebenstehende, um dieselbe Zeit errichtete Haus fiel durch seinen durch drei Holzsäulen getragenen Vorbau auf und war um 1860 das Wohnhaus zweier Künstler, F. Haffner 1858—69 und Ch. Fallot 1869. Im übrigen wurde von der Stadtverwaltung eigens eine Kommission ernannt, die alles einiger-

massen Interessante photographisch oder zeichnerisch aufnehmen liess.

Was um die Weiterführung des Planes betrifft, ist eine Skizze beigegeführt, die klar ersehen lässt, wo die neue Strasse sich an diejenigen des Vorortes Neudorf anschliesst und wie deren Einteilung gedacht ist.

Die alte Brücke, die nie dem enormen Verkehr gewachsen war, wird abgerissen und durch zwei neue, breitere Brücken ersetzt werden. An der «Marxgarten» genannten Stelle ist ein Platz von gewisser Bedeutung vorgesehen. Das alte Strassenbahndépôt muss verschwinden, ebenso die umliegenden alten Bauten. An ihrer Stelle werden sich moderne Häuserblocks erheben und schöne Strassenzüge werden sich in Form eines Sternes an einem Platz vereinigen, der sehr wahrscheinlich «Place de l'Etoile» genannt werden wird. Und so wird zwischen der Stadt und dem Vorort Neudorf ein neues Stadtviertel entstehen, das sicher eine ideale Verbindung herstellen wird!

Schon jetzt kann man sagen, dass dieses grosszügig ausgeführte Unternehmen der Stadt Strassburg zu Ehren gereicht und neben anderen grossen Bauten und Stadtvergrößerungen ihr erlaubt, den Platz einzunehmen, der ihr gebührt.

L. K.

Eine feine Sorte. — Auf einer Eisenbahnfahrt kommen zwei Reisende ins Gespräch; der eine entpuppt sich als ein Vertreter einer Zigarrenfabrik und macht dem anderen sogleich Offerten, die dieser aber ablehnt, da er Nichtraucher sei. «Da habe ich gerade eine famose Sorte für Sie; bestellen Sie diese, die ist nämlich nicht zum Rauchen!»

Ein tüchtiger Arzt. — A.: «Gestern erzählte mir der Medizinalrat D' Neuntöter, dass er binnen 8 Tagen 100 Personen geheilt habe.» — B.: «Was, mir erzählte er sogar von 200 Personen.» — A.: «Dann hat er Sie eben für doppelt so dumm gehalten als mich.»

Das Rattengift.

Unveröffentlichte Erzählung

(Mit einer Abbildung.)

Herr Thomassot war ein kleiner, magerer Sechzigjähriger, hatte eine Glatze, kleine, durchdringende Äuglein, witzige Mundwinkel. Er war entschlossen, seinen Lebensabend rüstig und möglichst genussreich und sorgenlos zu verbringen; seine im Bann von Viterne gelegenen Grundstücke hatte er verpachtet und nur ein in der Nähe des Dorfes gelegenes Grundstück von 5—6 Aar vortrefflichen Bodens behalten, wo Madame Thomassot das schönste Gemüse des ganzen Kantons erntete.

Wie liebte sie ihn, ihren Gemüsegarten, Madame Thomassot! Wie sie ihn pflegte! War er doch ihre Leidenschaft, ihr Stolz.

Thomassot, seinerseits, verbrachte seine Tage mit Jagd und Fischfang.

An diesem trüben Septembermorgen reinigte er gerade sein Jagdgewehr, als Madame Thomassot, ihren Korb am Arm, eintrat.

Sie war natürlich in ihrem Gemüsegarten gewesen.

Sie stellte ihren mit Rüben gefüllten Korb etwas barsch auf den Tisch; sofort merkte Thomassot, dass etwas nicht klappte; er hob die Augen, die denjenigen seiner besseren Eehälfte begegneten: sie funkelten vor Zorn!

— Na! Was ist denn, Céline?

— Was ist?

Und aufgeregt erzählte sie die Missetat: ein nächtlicher Besucher hat ihr 4 oder 5 ihrer schönsten Krautköpfe « geklaut »; das war bereits zum dritten Mal in diesem Jahr, dass man ihr Gemüse wegstahl. Dies konnte auf keinen Fall so weiter gehen!

— Meine Liebe! Du wirst dir doch kein böses Blut machen wegen einiger stibitzter Krautköpfe...

Empört schüttelte Madame Thomassot ihren noch üppigen Krauskopf.

— Du hast gut reden! Einige stibitzte Krautköpfe... Du hast sie nicht gesät, versetzt, begossen! Du scherst dich ja nicht um unseren Gemüsegarten und kümmerst dich einzig und allein um deine Jagd... Schon wieder werden arme Tierchen zusammengeknallt...

— Ganz richtig! entgegnete gelassen ihr Mann. Doktor Frivolet wird jedenfalls in einigen Minuten mit seinem Auto hier sein; wir wollen dann einen kleinen Abstecher in der Richtung von Thuilley machen.

Indessen fuhr Thomassot fort, die verschiedenen abmontierten Gewehrteile mit einem Gemselfell zu reinigen.

Céline war ausser sich vor Aufregung, angesichts dieser Gelassenheit.

— Was hast du in deinen Adern? Nichts! An deiner Stelle würde ich... Wenn ich ein Mann wäre, würde sich so was nicht wieder ereignen.

— Wenn du ein Mann wärest... meinte Thomassot ironisch... würde ich nicht das beneidenswerte Glück haben, dich meine bessere Eehälfte zu nennen.

— So sage doch gleich, dass ich dich nicht glücklich mache!

— Momentan sicher nicht...

Obwohl gleich aufgeregt, hatte Céline dennoch ein gutes Herz. Tränen standen ihr in den Augen, ihr Zorn legte sich.

— Ich weiß wohl, dass ich Unrecht habe, mich dermassen aufzuregen, aber

was willst du... so schöne Krautköpfe!

— Und... deiner Ansicht nach... wer ist der Missetäter?

Céline sah in Gedanken wieder die mächtigen, frischen Fusstapfen, die der Krautamateur im Gemüsegarten hinterlassen hatte.

— Es kann nur der Bebert sein! Nur er hat solche grosse Füße.

Und abermals ausser sich fügte sie hinzu:

— Hoffentlich verabreichst du ihm eine ordentliche Tracht Prügel, an die er sein Leben lang denken soll.

— Ich, meinte Thomassot, einen dreissigjährigen Bengel mit Kürassiergestalt und Fäusten, die im Verhältnis zu seinen Füßen sind, durchprügeln...? du willst den Tod deines Mannes!

— Nicht doch, Männchen.

Ganz verwirrt, ob dieses ungewohnten Titels, — der ihn an die schönen Stunden seiner Flitterwochen erinnerte, — versprach Thomassot seiner Frau, dass er den Bebert schon «drankriegen» werde.

Aber wie?

— Wenn du ihn anzeigen würdest! meinte Céline.

— Das gäbe zu viel Scherereien. Und wenn es übrigens Bebert nicht wäre...

— Er ist's! Er ist zu allem fähig. Heute morgen erst habe ich ihn im Rebstück von Panisset beschäftigt gesehen...

— Im Rebstück von Panisset. Es sind noch keine acht Tage, dass er sie geschwefelt hat. Das kann für den Bebert eine ordentliche Abfuhrkur sein.

— Glaubst du? Diese Kerle sind gegen alles geimpft!... Setze dein Gewehr zusammen, damit ich den Tisch decken kann.

Schon stand die Suppenschüssel auf dem sauberen Wachstum zwischen den beiden Gedecken.

Während des Essens schwieg Thomassot, seine Frau ebenfalls, denn sie wusste, dass ihr Mann nachgrüble, wie er den Bebert drankriegen könne.

Beim Käse erstrahlten Thomassot's Gesichtszüge:

— ...hast du gefunden?

— Vielleicht!

**

Nachmittags rauchte Thomassot gemütlich seine Pfeife, als ein Auto vor dem Hause hielt; ihm entsteigt ein etwa vierzigjähriger, dicker, aber munterer Mann mit schwarzem Bart, hellen Augen: es war Doktor Frivolet aus Bainville.

— Herrliches Jagdwetter heute, was, Herr Thomassot! Wo haben Sie Ihr Gewehr? Voran...!

— Leider muss ich Sie heute allein lassen, lieber Doktor, ich habe eine dringende Angelegenheit zu regeln.

Und leiser fügte er hinzu:

— Man hat mir Krautköpfe geholt; ich habe Verdacht auf jemanden und bereite meine Rache...

— Das ist doch was für die Gendarmen, mein lieber Herr Thomassot...

— Nein, nein! eher für den Doktor!

— Nanu, da bin ich nicht recht im Bilde! Allerdings. Wenn Sie dem Missetäter die Knochen entzwei schlagen, so empfehle ich mich für deren Wiederausammenflicken...

Lachend bestieg der Arzt seinen Wagen und fuhr davon.

Da erhob sich Thomassot:

— Céline! gib mir Stock und Hut bitte... ich gehe etwas spazieren.

— Vergiss nicht am Gemüsegarten vorbeizugehen!

— ...selbstverständlich!

Sein Spaziergang brachte Thomassot gegen 6 Uhr an den Tatort. Ja! es stimmt, es fehlen tatsächlich 5—6 der schönsten Krautköpfe.

— An uns zwei nun...! brummte Thomassot ergrimmt.